

Julie Johnson  
The Sea Spinner



JULIE JOHNSON

THE  
SEA  
SPINNER

FLUTGEKÜSST

Aus dem Englischen  
von Christiane Sipeer

Forever

Die Originalausgabe erschien 2026  
unter dem Titel *The Sea Spinner*  
bei Ace Books, einem Imprint von Penguin Random House,  
LLC, New York.

[www.Ullstein.de](http://www.Ullstein.de)

Forever by Ullstein

ISBN 978-3-95818-810-5

© 2026 by Julie Johnson  
© der deutschsprachigen Ausgabe  
2026 by Ullstein Buchverlage GmbH,  
Friedrichstr. 126, 10117 Berlin  
Alle Rechte vorbehalten

Published by arrangement with Bookcase Literary Agency.  
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und  
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an  
[produktsicherheit@ullstein.de](mailto:produktsicherheit@ullstein.de).

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Gesetzt aus der Rosart und Marschel

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für die Wasserzeichen,  
deren Gefühle alle so heftig sind  
wie die stürmische See

# LEGENDE

## LANDMARKEN

- |                   |                  |
|-------------------|------------------|
| ❶ Blatterbucht    | ❷ Rote Klamm     |
| ❸ Verlorener Wald | ❸ Sternenwald    |
| ❹ Taubücke        | ❹ Schattenstiege |
| ❺ Avianstraße     | ❺ Rußebene       |
| ❻ Talgrund        | ❻ Knochenwüste   |
| ❼ Frogmyre-Sumpf  | ❼ Heulende Ebene |

## STÄDTE / BESETZTE ORTE

- |                         |                    |
|-------------------------|--------------------|
| ❶ Hafen über dem Winde  | ❶ Feste von Acrine |
| ❷ Hafen unter dem Winde | ❷ Hylios           |
| ❸ Caeldera              | ❸ Hollywell        |
| ❹ Vintare               | ❹ Bellmere         |
| ❺ Coldcross             | ❺ Burg Symmetrien  |

# ANWYVN





# PROLOG

## LICHTBRINGERIN

SCHLACHTBALLADE AUS CAELDERA

*Zur Fyrenacht im Licht der Flammen  
Saßen freudetrunken wir beisammen  
Bis unter roten Blitzen, Schlag Mitternacht  
Vernichtet war die alte Schutzesmacht*

*Reaverklingen und Eisriesenmassen  
Wollten niemanden am Leben lassen  
Pfeile und Bolzen verfehlten ihr Ziel  
Wir waren fast wehrlos, es fehlte nicht viel*

*Doch dann erschien wie zum Neubeginn  
Die windwebende Lichtbringerin  
Rhya die Starke, Rhya voll Mut  
Augen wie Sturm, das Haar weiß wie Glut*

*Das Böse vom Sturm ward verweht  
Blitze zuckten, die Stadt neu ersteht  
Auf dass wir uns ewig erinnern  
Caelderas Heldin macht uns zu Gewinnern*



# KAPITEL

## 1



Die Metallklinke versengt mir die Hand – kein gutes Zeichen.  
Doch ich beachte es nicht.

Als ich den Thronsaal betrete, kippe ich beinahe um. Er ist heiß wie in einem Glutofen, und die enorme Temperatur überwältigt meinen Körper nach der Kälte im Korridor. Das Verbliebenenmal an meiner Brust brennt widersprüchlich kühl und erwacht dank der in der Luft sirrenden Magie. Sie ist dick wie Sirup, ein rötlicher Dunst, der den gesamten Raum einnimmt.

Hinter mir fällt die Tür mit einem resoluten Klicken ins Schloss. Das Geräusch schlägt mich beinahe direkt wieder in die Flucht. Ich will gar nicht hier sein. In Wahrheit wäre ich gerade fast überall lieber als hier, wenn ich mir den hitzigen Empfang ausmale, der mir zweifellos bevorsteht. Aber in Gedanken höre ich immer noch Mabons tiefe Stimme, wie er mich anfleht, es zu versuchen:

*Vielleicht dringst du diesmal zu ihm durch.*

*Wenn den Mann irgendwer zur Vernunft bringen kann, dann du.*

*Bitte, Rhya. Du weißt, dass ich das nicht ohne guten Grund von dir verlangen würde. Du weißt, dass ich dich nur darum bitte, weil ...*

Ich hole angestrengt Luft und nehme deutlich den Geschmack von elementarer Macht auf der Zunge wahr. Flammen und Asche bestürmen mich von allen Seiten. Meine Knie drohen nachzugeben, als ich die wenigen Steinstufen zum glänzenden Boden hinab überwinde.

Der höhlenartige Raum tief unter der Erde wurde von den Eisriesen, die Caeldera vor zwei Monaten überfallen haben, verschont. Während die restliche Stadt unter Ruinen aus Glas und Trümmern nicht mehr wiederzuerkennen ist – Dächer sind unter dem massiven Felsenregen eingestürzt, Schaufenster wurden mit Axtgriffen eingeschlagen und Säulen an Fassaden sind zu Staub zerfallen –, sieht der Thronsaal noch immer so aus wie in meiner Erinnerung. Das dunkle Gestein aus purer erstarrter Lava ist von roten Adern durchzogen. Riesige Säulen, an deren Basen Feuer in Käfigen brennen, tragen die weit entfernte Decke. In Rinnen entlang des Raumes züngeln Flammen an der Wand empor.

Aber niemand scheint da zu sein.

In der Fyrenacht wimmelte es hier nur so von Besuchern, die dicht gedrängt der Zeremonie zur Erneuerung des Schutzzaubers beiwohnen wollten. Nun ist der Saal sogar noch verwaister als die ehemals gut besuchten Geschäfte der Einkaufsstraße. Meine Schritte hallen laut wie Kanonenfeuer, als ich den auf Hochglanz polierten Mittelgang entlanglaufe.

Auf dem Podium steht verlassen der Nebenthron, den Königin Vanora während ihrer Regentschaft als Verwalterin ihr Eigen nannte. Für jemanden, der so lange und so aufsehenerrregend regiert hatte, war ihr Abschied von dieser Welt ziemlich gewöhnlich. Sie wurde gemeinsam mit vielen anderen in ihrem vergoldeten Ballsaal zerquetscht und anschließend eine Woche später zusammen mit ihrem niedersten Gefolge

außerhalb der Stadtmauern auf einem riesigen Scheiterhaufen verbrannt.

Hätte sie das Spektakel miterleben können, wäre sie wohl außer sich über die Erniedrigung gewesen, ihre letzte Ruhe inmitten der Massen finden zu müssen. Und das ganz ohne Trauermarsch oder schwülstige Grabreden. Weder wurden kostbare Blumen niedergelegt noch ein prächtiges Porträt in Auftrag gegeben. Zurzeit ist niemandem nach großem Trara zumute.

Nicht einmal für eine tote Königin.

Mein Blick fällt auf den Thron aus massivem Metall in der Mitte des Podiums. Er wirkt ebenfalls verwaist. Auch wenn ich ihn dort nicht vermutet hätte. Dyveds neuer Herrscher hat in den letzten Wochen wahrscheinlich kaum mehr als ein paar Minuten im Sitzen verbracht – schon gar nicht auf einem protzigen Thron.

Ich umrunde die Plattform und nähere mich der Rückwand des Höhlenraumes. Dort, nahe den emporlodernden Feuerrinnen und der Quelle der ungebrochen pulsierenden Magie, ist es sogar noch wärmer. Ein Teil der Wand ragt ein Stück hervor und verbirgt einen alten Minenschacht, der als Aufzug dient. Ich lege die Hand auf das Gestein, dessen Oberfläche ein Muster aus Furchen ziert: eine Glyphe, die jemand vor ewigen Zeiten eingeritzt hat. Ein kurzes Aufblitzen der Magie genügt, um sie zu aktivieren. Zwischen meinen Fingern fließt ein feuriger Schein, und die Bodenplatte unter mir bewegt sich rasch aufwärts.

Während der letzten Monate habe ich mich einigermaßen daran gewöhnt, Caelderas Netz aus Aufzügen zu benutzen, aber richtig geheuer ist mir das Gefühl trotzdem nicht. Meine angeborene klaustrophobische Neigung meldet sich immer, wenn ich von Erde umgeben bin. Auch jetzt, auf dem Weg nach oben durch den Minenschacht, sehne ich mich nach Freiheit. Die Gier nach frischer Luft, Sonnenlicht und

freiem Himmel umschließt meine Kehle mit messerscharfen Klauen.

Der Aufzug kommt mit einem Ruck zum Stehen, der meine Knochen durchrüttelt. Ich trete in eine halb geschlossene Kammer mit Blick über den Thronsaal weit unter mir und spüre, wie mir alle Haare zu Berge stehen. Der Ort hier strotzt nur so vor natürlicher Macht, hier dringt die tiefe Verzauberung im Kern von Anwyvn an die Oberfläche. Meine Augen brennen, so stark ist meine Reaktion auf die dichte Wolke aus Magie.

Ringsum sind die abgerundeten Wände und niedrigen Decken mit unzähligen Glyphen geschmückt. Sie leuchten auf, als würde die reine Macht sie von innen zum Glühen bringen. Der Ursprung ebenjener Macht hockt in der Mitte der Kammer, hält die Hände auf den Boden aus erstarrter Lava gepresst und jagt Stoß um Stoß hinein.

»Pendefyre«, rufe ich sanft.

Er schaut nicht hoch.

»Pendefyre«, wiederhole ich lauter.

Er zuckt, sieht mich aber immer noch nicht an. Tatsächlich scheint er sich doppelt so stark zu konzentrieren und noch fester gegen den rot geäderten Stein zu drücken. Jeder Knöchel seiner kräftigen gebräunten Hände tritt wegen mangelnder Durchblutung weiß hervor. Zwischen seinen Fingern lodern Flammen, brennen einen Pfad seine Arme hinauf und bringen seine nackte Brust zum Leuchten. Sie ist mit einem Muster aus dunklen Wirbeln und Spiralen gezeichnet.

Das Feuermal.

Es fasziniert mich nicht weniger als damals, als ich es zum ersten Mal gesehen habe. Einzigartig, wie es sich von seinem rechten Brustmuskel aus in Form eines Dreiecks erstreckt. Doch in meine Ehrfurcht mischt sich auch Besorgnis, weil ich mit ansehen muss, wie Penn immer mehr von sich an den

Schutzzauber abgibt, der seine Stadt vor Unheil bewahren soll. Ein paar scheinbar ewig andauernde Sekunden bleibe ich wie gelähmt stehen und kann nur die hungrigen Flammen anstarren, die über seine Haut züngeln.

*Wie viel kann er noch geben, bevor er vollständig ausbrennt? Wie sehr kann er sich noch verausgaben, ohne bleibenden Schaden anzurichten?*

Kein Wunder, dass Mabon zu mir kam. Kein Wunder, dass die Glutgilde sich solche Sorgen um ihren Anführer macht. Der vorherige Feuerverbliebene, König Vorath, ist in diesem Zimmer hier gestorben, als er genau das Gleiche tat. Er hat zu viel Macht heraufbeschworen, sich zu viel abverlangt. Und dabei sein Leben verloren.

So übel ich Penn sein Verhalten in letzter Zeit auch nehmen mag, ich kann nicht tatenlos zusehen, wie er sich in seinem besessenen Streben nach dem Schutz Caelderäs selbst umbringt.

Aber ob mein Bemühen Erfolg haben wird, muss sich erst noch zeigen. Mit zusammengebissenen Zähnen denke ich an das letzte Mal, als ich auf dieser Schwelle stand. Vor zwei Wochen hat Jac nicht lockergelassen, bis ich ihn begleitet habe. An jenem Tag hat Penn seinen Standpunkt klar zum Ausdruck gebracht und laut genug gebrüllt, um den Rest seiner Festung auch noch zum Einsturz zu bringen: Wir sollten uns doch um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern und uns aus seinen heraushalten.

Widerspruch war nicht möglich.

*Ein Hoch auf König Pendefyre den Starrköpfigen.*

Ich schlucke meinen Unmut hinunter und wage mich zögernd noch einen Schritt vor.

»Pendefyre. Sieh mich an!«

Aber Penn wirkt unerreichbar. Er ist vollständig in seine Aufgabe vertieft und lässt seine komplette Energie in den Schutzzauber fließen. Mir wird das Herz schwer, als ich zu-

sehe, wie sehr er sich verausgabt. Sein Gesichtsausdruck wirkt wild – eine Mischung aus Entschlossenheit und qualvoller Verzweiflung. Sein Gesicht kreidebleich. Eine zu lang gewordene kastanienbraune Strähne fällt ihm in die Stirn und verbirgt seine Augen, aber ich weiß auch so, dass sie vor Magie leuchten und die Iriden glühen wie heiße Kohlen.

Als ich mich mit einem tiefen Atemzug wappnen will, hat es den gegenteiligen Effekt. Die Luft fordert mich heraus. Penns Magie hat mehr Einfluss auf mich, als ich zugeben möchte. Das Mal an meiner Brust kribbelt unablässig. Es erwacht und ist bereit, entfesselt zu werden. Doch ich ignoriere es tunlichst. In dieser Situation noch Luftmagie zum Einsatz zu bringen hätte wahrscheinlich die gleiche Wirkung, wie Branntwein in eine offene Flamme zu kippen, um sie zu löschen.

*Einen Großbrand.*

Wieder strömt ein Machtimpuls durch die Kammer. Ich sehe, wie er Penns Körper erschauern lässt, wie seine Rückenmuskulatur sich zusammenzieht und seine Sehnen sich straffen, als die rohe Magie von ihm auf den Stein übergeht. Der Zauber pocht hell wie Sternenlicht in den Wänden ringsherum. Meine Knie werden weich, als ich es spüre, mir bleibt die Luft weg, und ich sacke mit einem dumpfen Schlag zu Boden.

Ich blinzle den Schmerz fort und konzentriere mich wieder auf Penn. Nackte Panik erfasst mich. Das Feuer an seinen Armen und seiner Brust ist noch heftiger geworden. Jetzt umgibt es seine ganze Gestalt als dichte Flammenwand. Er hockt da inmitten der sengenden Hitze und verbrennt vor meinen Augen. Durch das gleißende Flackern hindurch sehe ich Blut aus seinen spitzen Ohren fließen, seinen kräftigen Hals hinablaufen und sich in der Kuhle an seinem Schlüsselbein sammeln.

»Penn!«, rufe ich heiser. »Pendefyre!«

Diesmal reagiert er überhaupt nicht auf meine Stimme. Er scheint wie verloren in seiner eigenen Macht.

Ich muss dem ein Ende machen. Sofort. Bevor es zu spät ist.

*Bevor ich ihn verliere.*

Mit zusammengebissenen Zähnen kämpfe ich mich Stück um Stück vorwärts, krieche förmlich auf ihn zu. Es fühlt sich an, als würde die Sonne hoch am Himmel stehen. Schweiß strömt mir über den Rücken. Die Hitze bringt mein Gesicht zum Glühen. Jede Träne verdunstet sofort wieder. Meine Augen sind trocken wie mit Wüstensand gefüllt, beim Blinzeln reibt es unangenehm. Die Wimpern fühlen sich an wie Zunder, der jeden Moment in Flammen aufgeht.

Ich frage mich, bei welcher Temperatur meine Kleidung wohl anfängt zu brennen, während ich über den glühenden Boden robbe. Die erstarrte Lava fühlt sich an den Händen so heiß an, als würde sie gleich wieder flüssig werden – wie vor tausend Jahren, als der Vulkan zuletzt ausgebrochen ist. Unter Schmerzen zwingt ich mich weiter voran. Nach und nach überwinde ich den Abstand zwischen uns.

Mein Vorankommen wird nicht nur durch körperliche Schmerzen verlangsamt. Meine Seele versengt durch das Verbliebenenband, das mich unwiderruflich mit Penn verknüpft. Normalerweise finde ich die Verbindung beruhigend. Tröstlich. Ein unbewusster Anker in meinem Hinterkopf, der mich über seinen Aufenthaltsort informiert, und in seltenen Zeiten großen emotionalen Aufruhrs auch über seine Gefühle. Wie den Geruch verbrannten Herbstlaubs im Wind nehme ich ihn schon aus großer Ferne wahr und kann ihn notfalls aufspüren.

In diesem Moment hat das Band überhaupt nichts Beruhigendes. Nichts auch nur im Ansatz Tröstliches. Es ist vielmehr ein schmorender Strom ungebremster Energie, die sich einen Weg von seinem Herzen zu meinem brennt. Inmitten

meiner eigenen Magiereserven, die als wilder Sturm in meinem Innern toben, spüre ich, wie Penns Hitze das ruhige Wasser meiner Macht langsam zum Sieden bringt. Alles Kühle und Kontrollierte im Kern meines Wesens droht plötzlich, sich zu entzünden.

Als ich ihn in der Mitte der Kammer erreiche, muss ich gegen meine eigenen zerstörerischen Fähigkeiten ankämpfen.

»Penn, du musst damit aufhören.« Ich strecke die Hand nach ihm aus, ziehe sie aber ruckartig wieder zurück, als die Flamme mich erwischt – ein stechender Schmerz an den Fingern. Sofort bilden sich Brandblasen. »Bitte, Penn. Bitte, hör mir zu.«

Das Feuer ist so hell und heiß, dass ich kaum noch etwas sehe und noch weniger Luft bekomme. Ich versuche es noch drei weitere Male, durch die Flammenwand rings um seinen Körper zu ihm durchzudringen, sage mir, dass ich den Schmerz schon aushalten, dass Verbrennungen schnell verheilen würden, aber ich schaffe es nicht, ihn zu berühren, ehe ich die Hand mit qualvoll versengter Haut wieder fortziehen muss.

Aus seinen Ohren läuft nun noch mehr Blut und tropft ihm auf die Brust. Seine Haut ist inmitten des Feuers ganz weiß. Leichenblass.

*Bitte, erhebt sich eine klägliche Stimme in meinem Innern. Bitte, Pendefyre, hör doch auf mich. Lass das sein.*

Aber er reagiert nicht.

Ich kann ihm ebenso wenig mit meinen Kräften helfen wie mit meinen Händen. Voller Verzweiflung konzentriere ich mich wieder auf das brennende Band. Ich greife nach der unsichtbaren Schnur, die zwischen unseren Herzen gespannt ist, die Verbindung von Feuer und Luft. Ich ziehe daran. Und der endlose Garnfaden dröselte seine Seele in meine auf.

Ich bin nicht sicher, ob es funktionieren wird, bis ich die

Penn umschließenden Flammen schrumpfen und verlöschen sehe, weil ich etwas von dem Leid auf mich genommen habe, das er sich selbst zufügt. Beinahe beiße ich mir die Lippe durch, als meine Nervenenden glühen und die Hitze mir durch Mark und Bein schießt.

*Himmel, welche Schmerzen er haben muss, wenn das hier nur ein Vorgeschmack seiner Macht ist.*

Viel länger halte ich es nicht aus, ohne selbst großen Schaden zu nehmen. Aber ich habe keine Wahl. Nun blutet er auch noch aus den Augen, der Lebenssaft rinnt ihm über die Wangen und tropft von seinem kantigen Kiefer. Also nehme ich noch mehr in mich auf. Ich ziehe sein Feuer zu mir, in mich hinein, bis mir fast das Blut in den Adern kocht, bis meine Glieder zu Brennholz zu werden drohen und jeder Atemzug schmerzt, als wäre meine Lunge voller Glut.

Ich kanalisieren die Hitze und das Feuer in die hintersten Winkel meiner Macht, wo die Luftströme in meinem Innern stark genug wehen, um sie zu löschen. Kerzen im Wind können es nicht mit meinem Sturm aufnehmen. Die Flammen rings um Penn werden noch schwächer, flackern dünn und durchscheinend über seine Haut.

*Mehr.*

Die Hitze ist unerträglich. Ich fürchte, mein Körper wird aufplatzen und mein Geist von der schieren Gewalt gespalten. Die Welt um mich herum verblasst, mein Sichtfeld färbt sich an den Rändern schwarz. Ich verliere den Kampf gegen die Bewusstlosigkeit. Bevor mir die letzten Kräfte schwinden, schreit meine innere Stimme ein letztes Mal, richtet ein gequältes und gebrochenes Flehen an den neben mir kauernenden Mann.

*Wenn du jetzt stirbst, nimmst du mich mit.*

Das kommt an. Irgendwie hört er mich. Die Flammen erstickten mit einem Zischlaut, der von den Wänden widerhallt. Die erbarmungslose Hitze vergeht so schnell, dass ich mir das

bestimmt nur einbilde. Sofort kann ich wieder atmen. Ich schöpfe ungleichmäßig und gierig die überhitzte Luft in die Lunge, aber ich atme. Ich starre nach unten zum marmorierten Lavaboden, auf den ich Hände und Knie gestützt habe. Meine Arme und Beine zittern unter der Anstrengung, nicht völlig zusammenzubrechen. Die Ärmel der einfachen Uniform, in der ich die Patienten auf der Krankenstation behandle, sind völlig verkokelt, die Haut darunter leuchtet rot wegen der Verbrennungen. Meine Finger sind ebenfalls angesengt und an den Spitzen geschwärzt. Einen Augenblick betrachte ich die Verletzungen, dann geben meine Arme und Beine doch noch nach, und ich falle erschöpft hin.

Aber ich knalle nicht auf den Boden. Vorher packen mich zwei starke Arme, eine Sekunde später werde ich an eine breite Brust gedrückt und blicke hoch in das finstere Gesicht des Königs von Dyved.

»Was zum Teufel hast du dir dabei bloß gedacht?«, knurrt er voller Zorn.

»Komische Art, mir zu danken, dass ich dir das Leben gerettet habe«, blaffe ich mit rauer Stimme und will ihn wegstoßen – was ich sofort bereue, als der Schmerz mich wieder von Kopf bis Fuß durchzuckt.

»Dir danken? Ich würde dich lieber schütteln, damit du wieder zur Vernunft kommst.« Trotz seiner wütenden Äußerungen sind seine Berührungen äußerst behutsam. Er hält mich fest, als wäre ich aus Glas, will mit seinen großen Händen nicht zu viel Druck auf meine geschundene Haut ausüben. »Was du da gerade getan hast, war viel zu riskant. Ich hätte dich töten können.«

»Und wenn ich dieses Risiko nicht eingegangen wäre, hättest du *dich selbst* getötet, du undankbarer Tölpel!«

»Lieber mich als dich.«

»Sag das nicht.«

In seinen Augen lodert immer noch die Magie. Er sieht

mich hitzig an, voller Feuer. Unter den Augen hat er dunkle, beinahe blaue Ringe der Erschöpfung. Über seine Wangen rinnt immer noch Blut und tropft ihm auf die Brust.

»Ich weiß, dass du nur helfen wolltest«, murmelt er nach einer langen Unterbrechung. »Aber du hast dich unnötigerweise in Gefahr begeben.«

»Was war daran unnötig, Penn? Du warst verloren in deiner Magie. Das Feuer wollte dich verschlingen.«

»Ich hatte es unter Kontrolle.«

»So sah es aber nicht aus. Weder für mich noch für deine Männer oder sonst jemanden mit Augen im Kopf.«

»Du übertreibst.«

»Ach ja?« Ich schüttele den Kopf. »Finde ich nicht. Vielmehr bin ich der Meinung – ob du das jetzt hören willst oder nicht –, dass du ein gefährliches Spiel spielst. Du verausgabst dich so sehr, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis du es zu weit treibst. Dabei wirst du noch umkommen. Genau wie König Vorath.«

»Wie schon gesagt«, presst er hervor, »ich hatte es unter Kontrolle. Ich hätte schon aufgehört, bevor es zu spät gewesen wäre.«

»Entschuldige bitte, dass ich das schwer glauben kann, immerhin sitzt du hier blutüberströmt vor mir.«

Ich schiebe ihn wieder weg, und diesmal lässt er mich los. Ich rutsche rückwärts, will ein bisschen Abstand gewinnen. Aber weit komme ich nicht. Sehr schnell muss ich mich auf dem warmen Stein abstützen und tief durchatmen, damit ich nicht wieder hin falle. Aufstehen kann ich noch nicht, aber mein Körper heilt bereits, die Blasen und Quaddeln auf meiner Haut verschwinden langsam.

Dann sehe ich Penn erneut an. Er betrachtet mit angespanntem Kiefer meine schnell heilenden Wunden. Durch unser Band empfangen wir ein paar starke Emotionen. Schuldgefühle, Schmerz, Dankbarkeit, Wut, Sehnsucht, Selbsthass.

Und, unter allem lauernd, einen brennenden Rachedurst, den keine Zeit der Welt besänftigen kann. Das ginge nur, wenn er Efnysien die Hände um den Hals legen und zudrücken könnte, bis der sein Leben aushauchte.

»Ich mache mir Sorgen um dich«, flüstere ich schließlich.

Er zuckt zusammen und dreht sich verbissen weg. »Das brauchst du nicht.«

»Du konzentrierst dich zu sehr auf den Schutzzauber, Penn. Bist regelrecht besessen davon. Es ist nicht gesund, jeden Tag hierherzukommen. Deine Kräfte so abzuzapfen.«

»Ich Sorge nur für die Sicherheit der Stadt. Nach allem, was in der Fyrenacht passierte, solltest du meine Anstrengungen in der Hinsicht eigentlich besser verstehen.«

»Niemand zieht deine hehren Absichten in Zweifel. Und niemand gibt dir die Schuld für das, was in der Nacht passiert ist.«

Er schnaubt verbittert. »Ach nein?«

»Nein«, wiederhole ich leise. »Niemand. Außer dir selbst vielleicht.«

Er dreht sich wieder zu mir um. »Wem soll ich denn sonst die Schuld geben, wenn nicht mir? Mein Schutzzauber hat doch versagt. Meine Kräfte sind versiegt. Ich war vollkommen nutzlos und konnte mein Volk und meine Stadt nicht vor einem Blutbad bewahren.«

»Du hast deine Stadt auch ohne deine Kräfte verteidigt. Du bist der beste Krieger von Dyved. Vielleicht der ganzen Nordlande.«

»Trotzdem konnte ich sie nicht retten. Ich konnte sie nicht in Sicherheit bringen.«

»Du hast getan, was du tun konntest ...«

»Und es war nicht genug!«, brüllt er, sodass es von den Wänden widerhallt. »Sie haben mehr gebraucht, und ich habe sie im Stich gelassen. Das passiert mir kein zweites Mal. Nicht, solange ich atme. Nicht, solange in dieser Stadt noch

lebendige Seelen meinen Schutz brauchen.« Er unterbricht sich keuchend. »Ich gebe erst auf, wenn Efnysien tot ist und seine Gebeine überall zu Lande und unter Wasser verstreut liegen.«

»Dein Volk braucht aber mehr von dir als bloß Schutz, Pendefyre. Die Leute erwarten Stärke, das stimmt schon, aber auch Führung. Orientierung. Du bist ihr Held und ihr Retter. Du bist ihr König.«

»Aber es ist nicht mein Name, den die Barden auf der Straße besingen, sondern deiner. Rhya die Starke, Rhya voll Mut.«

Meine Wangen werden heiß. Da kann ich ihm nicht widersprechen. Seit der Schlacht hält sich eine hartnäckige Faszination für mich. Die Geschichte, wie ich die Eisriesen gebannt habe, die uns sonst alle abgeschlachtet hätten, wird immer wieder aufs Neue erzählt und scheint dabei jedes Mal weiter ausgeschmückt zu werden, sodass man in den entlegensten Ecken Dyveds womöglich zu hören bekommt, ich hätte dreißig Feinde mit einem einzigen Atemzug zur Strecke gebracht. Dass ich aus meinen Augen Blitze abfeuern und ganze Armeen mit einem Blinzeln vernichten kann.

*Windweberin*, flüstern sie, wenn ich vorbeigehe. *Lichtbringerin*.

*Verbliebene der Luft.*

*Heldin von Caeldera.*

Ich würde ja lachen, wenn es nicht so absurd wäre. Ich bin keine allmächtige Gottheit, die von jedermann verehrt werden sollte.

Ich räuspere mich, um die Verlegenheit zu überspielen. »Die Sänger übertreiben nun mal gern. Ihre Erzählungen über diese Schlacht stellen meine Rolle um ein Vielfaches bedeutender dar, als sie war.«

Penns Miene verfinstert sich. »Hör auf damit.«

»Womit?«

»Kleinzureden, was du für diese Stadt getan hast. Stell dein Licht nicht unter den Scheffel, um von meinem Versagen abzulenken. Das ist dir gegenüber nicht fair und mir gegenüber herablassend.«

Ich kneife die Augen zusammen. »Vielleicht würden die Barden auch keine Loblieder auf mich singen, wenn du dich öfter mal unter ihnen blicken lassen würdest. Wenn ihr neuer König nicht jeden Tag bis zum Umfallen damit beschäftigt wäre, die Grenzen zu sichern oder Kriegsrat mit seinen Beratern zu halten – oder in jeder freien Minute in dieser Kammer hier zu hocken und den Zauber aufzuladen –, dann würden sie vielleicht selbst sehen, was du für sie getan hast. Was du alles dafür tust, damit sie wieder in Sicherheit leben können. Vielleicht würden sie dann dich besingen und nicht mich.«

Darauf folgt dröhnende Stille. Der ganze Raum scheint die Luft anzuhalten, als er sich erhebt. Er verharrt an Ort und Stelle und unterlässt es, auf und ab zu gehen. Er steht einfach mit zur Faust geballten Händen da, sein nackter Oberkörper ist blutverschmiert, und sein Gesicht sieht so verärgert aus, dass ich erschauere.

»So denkst du über mich?«, fragt er schließlich mit fester Stimme. »Dass ich Lieder brauche, um mich von meinem Volk geschätzt zu fühlen? Für so schwach und unstedt hältst du mich, dass ich Heldenverehrung nötig habe, um meine Pflicht erfüllen zu können?«

»Im Gegenteil!«, rufe ich und hieve mich ebenfalls hoch, wobei ich die schmerzhaften Krämpfe ignoriere, die meinen Körper erfassen. »Ich glaube, du bist zu stark. Du nimmst zu viel von dieser Last allein auf dich und lässt dir von niemandem helfen.« Ich senke die Stimme. »Ich glaube, du solltest erkennen, dass Rache nicht der einzige Sinn im Leben ist. Es gibt immer noch Gutes auf der Welt, Pendefyre. Wertvolle Menschen.«

»Die meisten dieser Art sind geflohen.«

»Viele sind noch da. Andere kommen bestimmt wieder zurück.«

Hoffe ich wenigstens.

Nach meiner Schätzung ist nur noch die Hälfte der Bevölkerung übrig – manche sind zu krank, um sich auf die Reise zu machen, andere zu stur, um ihre Bleibe wegen der Gewalt Fremder aufzugeben. Nach der Schlacht hat die einst lebhafteste Stadt massenhaft Einwohner eingebüßt und ist nur noch ein Schatten ihrer selbst. Bürger, die sich früher im Schutz des verzauberten Kraters sicher gefühlt haben, verschwinden scheinbar über Nacht, laden ihre Wagen und Kutschen mit Habseligkeiten voll und machen sich auf in entfernte Ecken des dyvedischen Hochlands, um als Einsiedler zu leben. Vielleicht ja auch, um die Gräuel zu vergessen, die sie durchlitten haben. Die Freunde, die sie verloren haben.

In meinen schwächsten Momenten ertappe ich mich bei dem Wunsch, sie begleiten zu können. Ebenfalls bei Nacht und Nebel fliehen und ganz neu anfangen zu können – irgendwo, wo Dinge wie Hoffnung, Freude und Kameradschaft nicht völlig ausgeschlossen scheinen. Der Drang überkommt mich immer wieder, auch wenn er vergebens scheint.

Kein Neuanfang kann ungeschehen machen, was wir durchgestanden haben.

Kein Ort ist weit genug entfernt, um der angerichteten Zerstörung zu entfliehen.

Wohin wir auch gehen, unsere Narben bleiben.

Ich gehe einen Schritt auf Pendefyre zu, achte jedoch darauf, nicht zu schnell oder zu fordernd zu wirken. Er brodelt immer noch vor Zorn, aber ich sehe, dass meine Worte Eindruck auf ihn machen. Seine Wut ver Raucht langsam und weicht tiefer Erschöpfung, weil er sich monatelang verausgabt hat. Er ist wirklich am Ende seiner Kräfte. Seine Reserven sind aufgebraucht. Wäre ich nicht rechtzeitig hier gewesen ...

Allein der Gedanke daran, ihn zu verlieren, bringt mein Herz ins Stocken.

»Pendefyre.«

Er schließt die Augen, als ich seinen Namen sage, und in seinem Gesicht spiegelt sich reines Gefühlswirrwarr. Ich mache noch einen Schritt vorwärts, strecke die Hand aus – langsam, unglaublich langsam – und verschränke die Finger mit seinen. Sie sind so stark und schwielig und warm. Sein ganzer Körper erschauert unter meiner Berührung, als würde es ihn immense Anstrengung kosten, keine Regung zu zeigen. Aber er schüttelt mich nicht ab. Nein, er greift nach meiner Hand wie ein Ertrinkender im Meer nach der Rettungsleine. Das ungezähmte Verlangen dahinter, die offenkundige Dringlichkeit brennen in den Augen.

»Komm mit mir.« Ich drücke seine Hand. Gleichzeitig schicke ich einen Impuls über das Band – eine beruhigende Versicherung. »Wann hast du zum letzten Mal eine richtige Mahlzeit gegessen? Oder dich mehr als ein paar Stunden hier und da auf einem Feldbett in der Kaserne ausgeruht?«

Ich warte seine Antwort nicht ab, sondern setze mich einfach in Bewegung, ziehe ihn hinter mir her aus der Kammer, zum Aufzug, und aktiviere die Glyphe, um uns hinunter in den Thronsaal zu befördern. Er wehrt sich nicht und folgt mir stumm. Und auch wenn ich weiß, dass er es niemals zugeben würde, spüre ich über das Band eine schwache Spur der Erleichterung darüber, dass diese Entscheidung – diese eine kleine Entscheidung – nicht an ihm hängen bleibt.

Denn auf ihm lastet schon genug Verantwortung.

# KAPITEL

## 2



Wir bahnen uns einen komplizierten Weg aus dem zerstörten Palast – was früher eine Sache von Minuten war, dauert nun fast eine Stunde. Man kann sich kaum durch die Trümmer kämpfen. Flure enden plötzlich vor Steinhäufen. Die noch stehenden Treppen sind zu instabil, um sie benutzen zu können. Also behelfen wir uns mit Dienstbotengängen und Korridoren voller Schutt, folgen einzelnen leuchtenden Fackeln aus dem Thronsaal in den Tiefen der Erde zurück an die Oberfläche.

Die Luft wird zunehmend frischer, und nach und nach pfeift etwas Wind durch die Ritzen und Spalten in den zerschmetterten Festungsmauern. Ich kann wieder besser atmen, als die erstickende Enge mich langsam wieder freigibt.

Jetzt ist es nicht mehr weit.

Wir eilen durch den großen Ballsaal und stolpern über lose Steine und freiliegenden Mörtel. Während der verzweifelten Suche nach Überlebenden hat man einen schmalen Pfad freigeräumt. Doch aus der Rettungsmission wurde schnell ein reines Bergen von Leichen, denn unter den Steinbrocken gab

es niemanden Lebendigen mehr auszugraben. Die Decke hängt durch und hat in der Mitte ein klaffendes Loch, durch das man den trüben grauen Himmel sieht. Die Überreste der zwei eingestürzten Türme liegen auf der Tanzfläche, auf der nur noch Geister ihre Pirouetten drehen.

Weil die Brücke nicht mehr passiert werden kann, das Eingangstor demoliert wurde und der Innenhof unzugänglich ist, wurde notgedrungen eine selten genutzte Seitenterrasse zum Eingang umfunktioniert. Früher diente sie einzig der Königin als Veranstaltungsort für ihre Gartenfeste und Tee-gesellschaften, jetzt ist sie ein schlichter Durchgang. Auf dem Weg dorthin kommen wir an kräftigen Soldaten in verstaubten braunen Uniformen vorbei, die Stück für Stück die Trümmer beiseiteräumen. Eine anstrengende und monotone Tätigkeit, um die ich sie beim Blick auf ihre verdreckten Gesichter und blutigen Knöchel nicht beneide. Meistens zu zweit oder zu dritt schaffen sie es gerade so, die gewaltigen Steinbrocken hochzuheben. Sie beachten uns gar nicht, als wir an ihnen vorbeigehen.

Auf der Terrasse angekommen blinzele ich ins dunstverhangene Tageslicht. Hier draußen wirkt alles merkwürdig intakt, die in Form geschnittenen Hecken sind grün und tragen frische Blätter, die Marmorspringbrunnen plätschern, und die gefliesten Wege wirken nahezu unberührt. Ein außerordentlicher Funken Normalität inmitten des Verfalls.

Dieser Bereich des Palastes wurde am wenigsten zerstört. Der Turm auf dieser Seite steht noch, ragt als einsamer Wächter über unseren Köpfen in den Himmel. Hier könnte man beinahe so tun, als wäre die Fyrenacht nie passiert. Selbst der See sieht nahezu normal aus. *Nahezu*. Die Illusion wird durch die Trümmerteile zerstört, die eine Linie durch seine Mitte ziehen. Die Narbe aus eingestürzttem Stein und Felsbrocken ist alles, was von den ehemaligen Türmen und der Brücke darunter noch übrig ist. Und den *Leichen* darunter.

So viele sind umgekommen.

Der Dunstschleier durch den nahen Wasserfall schwebt so dicht über der Wasseroberfläche, dass man ihn fast für Nebel halten könnte. Das vertraute Donnern übertönt das Keuchen der Soldaten, die ihre schwere Last den kleinen Hang hinabtragen, zu dessen Füßen auf einem ungleichmäßigen Schutthaufen ein hölzerner Anleger errichtet wurde. Dort warten mehrere schlanke Holzboote vertäut auf ihren Einsatz. Die meisten schaukeln tief im Wasser, weil sie so schwer mit Trümmern beladen sind, die ans andere Ufer geschafft werden sollen.

Penn verstärkt auf dem Weg über den provisorischen Steg den Griff um meine Hand und hält mich wortlos fest, als ich auf den feuchten Brettern auszurutschen drohe. So nah am Wasserfall ist alles glitschig.

Nachdem er mir in ein leeres Holzboot geholfen hat, steigt er behände zu und macht es los. Eine Weile hören wir nichts als das saubere Eintauchen seiner Ruder, während er uns flink über den See befördert. Hin und wieder atmet er angestrengt aus. Das Unausgesprochene hängt schwer zwischen uns.

Ich spüre Penns Blick auf mir, aber ich starre stur auf das näher kommende Ufer, wo das türkisfarbene Wasser sanft gegen den Sand schwappt. Der leere Küstenabschnitt ist immer noch ein ungewohnter Anblick – keine Fischer, die ihre beschwerten Netze ins flache Wasser werfen oder ihre Angelschnüre von der Brücke hängen lassen. Aber es gibt auch keine Fische mehr zu fangen. Sie sind gemeinsam mit den Eisriesen im kochenden Wasser gestorben. Es wird Generationen dauern, bis der See wieder voller Schwärme ist. Selbst dann wird es wohl kaum jemand wagen, sie zu angeln.

Wer möchte schon ein Unterwassergrab plündern?

Der Rest der Hauptstadt wirkt kaum minder makaber, was auch am trüben Wetter der letzten Zeit liegt. Das Gerippe der

Stadt ist begraben unter einer Dunstglocke. Sie scheint sich nie ganz zu lichten, selbst wenn die schwache Mittagssonne es einmal schafft, die Wolkendecke über dem Krater zu durchbrechen. Ungewöhnliche Verhältnisse für den Frühling in Caeldera – so wurde es mir zumindest gesagt. Aber in den letzten Monaten war wohl kaum etwas gewöhnlich.

Auf dem Weg zu meiner Wohnung schweigen wir weiter. Penn scheint sich damit zu begnügen, mir einfach stumm zu folgen, während er mit den Gedanken ganz woanders ist, als wir den Marktplatz passieren. Keine Spur mehr vom üblichen Trubel. Hier herrscht nun eher die betrübtete Stimmung eines Friedhofs. Die Pflastersteine, auf denen Bürger sonst Kronen gegen allerlei Waren tauschten, sind immer noch mit dem Blut derer besudelt, die hier den Streitäxten der Reaver zum Opfer gefallen sind.

Eines Tages, sage ich mir, werden die Händler zurückkehren, und es wird wieder genauso gefeilscht und getratscht werden, während der Duft von Gewürzen und lautes Gelächter die Luft erfüllen. Doch vorerst ist es hier genauso unheimlich verlassen wie beinahe überall.

Ohne darüber zu sprechen, beschleunigen Penn und ich unsere Schritte, wollen uns nicht länger als nötig auf dem Platz aufhalten. Ich wende den Blick von dem Brunnen ab, neben dem der alte Apotheker seine letzten Atemzüge getan hat, ebenso von dem Stück Bürgersteig, auf dem die Schusterin und ihre Frau Arm in Arm gestorben sind. Aber ich muss gar nicht hinschauen, um es vor mir zu sehen. Diese Erinnerungen haben sich mir eingebrannt.

Der Großteil Glas und Trümmer wurde schon vor Wochen von den Gehwegen gefegt, aber die tiefere Zerstörung ist geblieben. Ganze Häuserzeilen sind vernagelt, weil die Bewohner entweder tot oder geflüchtet sind.

Und auch wenn die Spuren des Massakers beseitigt und die Trümmer weggeräumt und fortgebracht wurden ... es ist

nicht mehr wie früher. Ich fürchte, das wird es auch nie wieder sein. Uns alle hat eine Verbissenheit befallen, ähnlich wie der nicht zur Jahreszeit passende Dunst in der Luft. Und keins von beidem scheint sich schnell wieder verziehen zu wollen.

Ich bin so tief in Gedanken versunken, dass ich beinahe nicht mitbekomme, dass wir meine Haustür erreicht haben, bis ich davorstehe und die Hand auf den Knauf lege. Ich zögere, bevor ich daran drehe, und werfe dem Mann an meiner Seite einen Blick zu.

»Hier ... ähm ... wohne ich momentan«, sage ich. *Erstaunlich wortgewandt, Rhya.* »Seit ich nicht mehr in der Kaserne bin, meine ich.«

»Ich weiß.«

*Das weiß er? Wie kann er das wissen?*

Er hat mich nie gefragt, ob ich eine Bleibe gefunden habe, und besucht hat er mich auch nicht. Farley oder Mabon haben es ihm vielleicht erzählt. Auch wenn es mich überrascht, dass er überhaupt nachgefragt hat. Seit Wochen hat mich die schmerzhafteste Vermutung beschlichen, dass er meine Existenz vollkommen vergessen hat.

Plötzlich fühlt sich meine Zunge wie geschwollen an, aber ich zwingen mich trotzdem, ein paar stockende Silben herauszupressen. »Ach so. Also, dann ... komm doch rein.«

Ich drücke die Tür auf und betrete ohne weiteres Abwarten den abgedunkelten Laden. Der angenehme Geruch von getrockneten Pflanzen und frischer Wäsche umhüllt mich sofort, ein vertrauter Duft, der mich an meine Kindheit in Seahaven erinnert. Das Haus in der Einkaufsstraße war nach der Schlacht ein naheliegender Unterschlupf für mich. Der Apotheker braucht seine ordentlichen Regale voller Tinkurfläschchen und fein säuberlich aufgehängten Kräuterbündeln ja nicht mehr. Sein Geist ist in den Himmel geflogen, seine Asche wurde mit dem Winde verweht. Ich hoffe, wo auch

immer er sich jetzt befindet, er hat nichts dagegen, dass ich sein Werk fortführe und in seine bescheidene Behausung gezogen bin.

Die Hintertreppe ist schmal und staubig. Penns Stiefel wirbeln kleine Wölkchen auf, als er mir nach oben folgt, und jede Stufe ächzt unter seinem Gewicht. Als wir die Wohnstube betreten, lasse ich den Blick durch den unordentlichen Raum schweifen, bemerke die überall herumliegenden Bücherstapel, die abgewetzten Sofakissen und die ausgefranzten Teppichkanten. Hier gibt es kein besonderes Mobiliar oder gar Dekoration. Durch das große Fenster dringt der nebelige Tag herein – momentan die einzige Lichtquelle.

Penn bleibt auf der Schwelle stehen. Er sagt nichts, mustert schweigend meine Wohnung und bleibt mit dem Blick an der zerknitterten Decke hängen, unter der ich mich Abend für Abend zusammenkauere. Die halb volle Teetasse von heute Morgen steht vergessen daneben. Er erfasst jedes noch so kleine Anzeichen von Leben, als sei es genauerer Begutachtung wert.

Ich widme ihm die gleiche Aufmerksamkeit und frage mich, warum uns derart die Worte fehlen. Warum sich so eine Verlegenheit zwischen uns eingenistet hat und wann aus dem Sicherheitsabstand, den wir zueinander gehalten hatten, eine unüberwindbare Schlucht aus Unbehagen geworden ist. Und vor allem frage ich mich, wie ich das Schweigen brechen kann.

Götter, würde er doch nur ein Wort sagen. Seine andauernde Verslossenheit geht mir langsam auf die Nerven. Hierherzukommen war zwar meine Idee, aber jetzt ... kommt es mir so vor, als hätte ich einen wilden Wolf in mein Wohnzimmer gelassen, ohne zu wissen, wie ich ihn zähmen soll.

Seine aufmerksamen dunklen Augen haben nun alles aufgenommen und richten den Blick wieder auf mich. Mir stockt der Atem, als wir einander ansehen, weil die komplette

Luft aus meiner Lunge das Feuer in meiner Magengrube nährt.

»Warte kurz hier, ja?« Meine Stimme klingt gepresst. »Fühl dich wie zu Hause. Ich komme gleich wieder.«

Ich eile in die Küche, als wäre ich auf der Flucht.

*Feigheit, dein Name ist Rhya.*

Im Vorratsschrank des alten Apothekers finde ich keine Zutaten für ein königliches Mahl. Aber Penn hat sicher nichts gegen die einfache Kost einzuwenden, von der ich mich seit Wochen ernähre. Auch wenn er jetzt König ist, im Herzen wird er immer Soldat bleiben. Unterwegs, in der freien Natur, habe ich ihn Hasenfleisch direkt vom Knochen nagen, getrocknetes Wildbret und altes Brot ohne ein Wort der Klage essen sehen.

Mit dem, was mir zur Verfügung steht, bereite ich ein einfaches Abendessen zu. Während der Reis auf dem Herd köchelt, nehme ich ein Geschirrtuch, halte es unter den Wasserhahn und bringe es tropfend nach nebenan.

Penn schaut sofort hoch und mustert mich von Kopf bis Fuß, scheint jeden eingetrockneten Blutstropfen und jede versengte Stelle meiner schlecht sitzenden Uniform zu betrachten. Sie muss einem Lehrling der Lebensgilde gehört haben – wahrscheinlich einem männlichen Jugendlichen, der schlichten Stoffhose und den simplen Nähten nach zu urteilen. Aber sie erfüllt ihren Zweck. Es kommt selten vor, dass mich auf der Krankenstation im Tagesverlauf niemand anstuhet, vollblutet oder vollspuckt.

Penn sitzt auf dem abgewetzten Sofa und hält das Buch in der Hand, das ich gestern Abend bei Kerzenlicht gelesen habe – eine dicke Schwarte über Heilkräuter und ihre vielfältigen Anwendungsgebiete. Die Bücherregale an der gegenüberliegenden Wand sind voll mit ähnlichem Lesestoff. In seinen Händen sieht es merkwürdig aus. Diese scheinen eher dafür gemacht, ein Schwert zu halten und Schläge auszu-

teilen. Ich habe sie selten so etwas Alltägliches tun sehen wie eine Seite umblättern oder ein Wort mit dem Finger nachfahren. Der Anblick trifft mich irgendwo zwischen die Rippen, direkt ins Herz.

Er ist immer noch oberkörperfrei und trägt nur seine schwarze Hose. In seinem Stiefel steckt ein mit Glyphen verziertes Messer, das gleiche trage ich auch meistens bei mir. Selbst jetzt spüre ich es beruhigend in seiner Scheide an meinem linken Oberschenkel. Ich gehe kaum ohne eine Waffe aus dem Haus. Wenn ich mal schlafen kann, dann liegt der Dolch immer in meiner Nähe, entweder auf dem Nachttisch oder unter meinem Kissen.

»Hier ...« Ich hebe das nasse Tuch. »Ich dachte, ich könnte ...«

Er zieht fragend die Augenbrauen hoch, als ich mich vor ihn hinknie. Dann holt er geräuschvoll Luft, als ihm meine Absicht aufgeht. Er beugt sich vor, stützt die Ellbogen auf die Knie und hält mir das Gesicht hin. Einen angespannten Moment sehen wir uns in die Augen. In ihren Tiefen lodert immer noch aufgestaute Hitze. Ich gebe mir alle Mühe, einen neutralen Gesichtsausdruck zu wahren, ziehe meine ganze Erfahrung als Heilerin zurate, um mich zu beherrschen. Trotzdem erfordert es einige Anstrengung, damit meine Hand nicht zittert, als ich ihm den Lappen vorsichtig an die Wange drücke.

Er beißt fest die Zähne zusammen, während ich seine Haut von dem getrockneten Blut befreie. Es klebt verkrustet an den Ringen unter seinen Augen und an den empfindlichen Stellen unterhalb der Ohren. Ich gehe methodisch vor, wende mich nach seinen Wangen seinem Kinn zu, schließlich dem Hals und der Brust. Ein einzelner Blutstropfen ist direkt über seinem Verbliebenenmal geronnen, wo die Haut leicht erhaben wirkt wie bei einer Brandnarbe. Ich wische es als Letztes ab, die Wirbel und Spiralen fühlen sich fieberheiß an. Dabei zit-

tert er am ganzen Körper. Die Haut dort ist hochempfindlich, das weiß ich. Als ich fertig bin, hat sich das ehemals weiße Tuch blutrot gefärbt, und wir beide atmen schwer.

»Fertig«, murmele ich, weil mir nichts Besseres einfällt. Ich will mich entfernen, aber er hält meine Handgelenke fest, bevor ich überhaupt mitbekommen habe, dass er sich bewegt.

Erschrocken sehe ich ihm in die Augen.

»Danke«, sagt Penn zögerlich.

Ich weiß, dass er nicht nur den Lappen meint. »Gern geschehen.«

Ich schlucke schwer. So nahe war ich ihm seit über einem Monat nicht. Seit der Schlacht bin ich ihm kaum begegnet. Im Gegenteil, er schien sich extra Mühe gegeben zu haben, mir aus dem Weg zu gehen. Trotzdem kann ich unmöglich vergessen, wie es sich angefühlt hat, als wir das letzte Mal allein waren. Wie er mich berührt hat. Die hitzige Szene in der Fyrenacht ist so tief in meinem Gedächtnis verankert, dass kein Vermeidungsverhalten der Welt sie wieder löschen könnte.

*Verstehst du nicht?*, flüstert er in meiner Erinnerung. *Bei dir vergesse ich mich ...*

Wenn ich die Augen schließe, kann ich seinen Mund an meinem beinahe schmecken. Kann seine schwieligen Hände an meinen empfindsamsten Stellen spüren. Das glühende Verlangen, das unser Band entlangschoss, die qualvolle Lust, der wir beide nicht widerstehen und die wir nicht leugnen konnten.

Vielleicht könnte ich mir einreden, dass es nur Einbildung war, wenn die Luft zwischen uns nicht erneut aufgeladen wäre, jetzt, wo er mich berührt und unsere Gesichter so nahe beieinander sind. Nein, es war real. Dieser heimliche Augenblick der Leidenschaft auf dem Aussichtspunkt hoch oben über der Stadt, während das Feuerwerk am Himmel explodierte – ob er es wahrhaben will oder nicht.

Ich beiße mir heftig auf die Lippe, als die Erinnerung mich überkommt. Penns Blick fällt auf meinen Mund, er bemerkt die Bewegung und scheint nicht wegsehen zu können. Ich schirme mich ab, so gut ich kann, will mein Gefühlschaos hinter meinen mentalen Schutzschilden belassen, bevor es auf ihn übergeht. Aber so, wie er mich ansieht, ziehe ich meinen Erfolg bereits in Zweifel.

Auch wenn ich besser darin werde, meine Emotionen zu verbergen, vollends gelingt es mir noch nicht. Nicht so wie Penn. Außer zu ganz wenigen Gelegenheiten – oder wenn er so viel Magie ausstößt, dass er sich diese uneinnehmbare Fes-tung nicht mehr leisten kann – lässt er sich fast nie in die Karten schauen. Seine wahren Gefühle sind mir ein absolutes Rätsel. Was auch immer er für mich empfindet, was auch immer er von mir will ... er sagt es mir nicht. Zumindest nicht freiwillig.

Einerseits würde ich ihn gern fragen, ob ich mit meinen Vermutungen richtigliege. Ob er es bereut, seine strenge Selbstbeherrschung lange genug vernachlässigt zu haben, um seine wahren Gelüste zu offenbaren. Ob er es bedauert, wie kurz davor wir in jener Nacht waren, unwiderruflich eine Grenze zu überschreiten. Aber als ich es tun will, bekomme ich kein Wort heraus.

»Ich gehe den Reis vom Herd nehmen«, sage ich stattdessen mit dünner Stimme. »Du hast bestimmt Hunger. Mabon sagt, du isst kaum etwas.«

Penn brummt unverbindlich und lässt mich los. Der Moment ist vorüber, und ich renne praktisch zurück in die Küche und konzentriere mich aufs Kochen.

Keine Viertelstunde später kehre ich mit einem vollen Tablett in die Stube zurück. Frisches Brot, Käsescheiben, eine dampfende Schüssel Langkornreis und ein paar Äpfel, die ich für einen besonderen Anlass aufgehoben habe. Nach und nach kommen wieder Händler in die Stadt, aber nach dem

Angriff gab es wochenlang kein frisches Obst oder Gemüse. Es wird noch eine Weile dauern, bis alles wieder so läuft wie vorher.

Ich bleibe wie angewurzelt in der Tür stehen.

Penn schläft tief und fest auf dem Sofa, und das in einer Haltung, die auf keinen Fall bequem sein kann. Seine Stiefel sind immer noch zugeschnürt, und sein Oberkörper lehnt verdreht an den Kissen. Die Erschöpfung steht ihm so deutlich ins Gesicht geschrieben, dass ich es nicht über mich bringe, ihn zu wecken. Ich frage mich, wie lange er schon keine Nacht mehr durchgeschlafen hat. Dank meiner schlaflosen Abende bin ich selbst angespannt und müde, aber meine Belastung ist nichts verglichen mit seiner.

Ich gehe rückwärts wieder aus dem Raum und stelle das unangetastete Abendessen leise auf den Küchenschrank. Auf Zehenspitzen schleiche ich zurück in die Wohnstube, breite eine alte Woldecke über Penns zusammengesunkene Gestalt und lösche die Gaslampen. Morgen früh werden wir reden, beschließe ich, nehme mir eine Portion von dem Essen und verzehre es in der dunklen Küche, bevor ich ins Bett gehe und lese, bis ich in einen unruhigen Schlaf sinke.

*Morgen.*

Morgen reden wir über unsere Beziehung und alles andere, was wir seit Monaten vermeiden. Morgen wird endlich alles geklärt. Da bin ich ganz sicher.

Aber als ich am nächsten Morgen erwache, ist das Sofa leer und die Woldecke ordentlich zusammengelegt. Pendefyre hat sich längst davongemacht – nicht nur aus meiner Wohnung, sondern auch aus der Stadt. Er ist nur noch ein kaum wahrnehmbares Flämmchen weit jenseits der Kraterkante.

Und es glimmt immer schwächer.

# KAPITEL

## 3



Die Sonne ist zwar noch nicht aufgegangen, aber ich befinde mich trotzdem schon auf dem Weg zur Krankenstation. Das Geräusch meiner Stiefel schallt durch die unheimlich stillen dunklen Straßen.

»Du bist aber früh unterwegs«, erklingt eine Stimme hinter mir; ihr Besitzer schließt zu mir auf.

Seinem Gang kann man das Hinken kaum noch anmerken, obwohl ich genau weiß, dass er die schmale Unterschenkel-schiene noch unter den steifen Lederstiefeln trägt – das letzte Überbleibsel des frisch verheilten Beinbruchs. Sein kupferfarbenes Haar schimmert matt in der Dämmerung.

»Du aber auch«, erwidere ich und ziehe die Augenbrauen hoch. »Hat dich einer deiner zahlreichen Verehrer aus dem Bett geworfen?«

»Wenn du wüsstest, Ass. Die betteln mich immer alle an, noch zu bleiben. *Betteln*. Auf den Knien, mit Tränen in den Augen.« Farley grinst mich an. »Ich dachte, ich mache mich rechtzeitig auf den Weg, bevor ich mich in der Kaserne zum Dienst melde.«

»Dienst?«

»Hast du es noch nicht mitbekommen? Ich habe endlich die Erlaubnis bekommen, mich wieder in den Einsatz schicken zu lassen. Vor dir steht ein nunmehr wieder vollwertiges Mitglied der Glutgilde.« Er wirft sich angeberisch in die Brust. »Ich werde meine eigene Einheit anführen.«

»Das ist ein großer Schritt.«

»Eigentlich nicht. Ich habe mehr als genug Erfahrung darin, Männer herumzukommandieren.«

»Vielleicht im Schlafzimmer, aber nicht auf dem Schlachtfeld.«

Sein Grinsen wird noch schelmischer. »So ein großer Unterschied ist das auch nicht, wenn man es richtig macht.«

Bei seinen Andeutungen verdrehe ich die Augen. »Sicher, dass du bereit dafür bist?«

»Ich bin bereit, seit du meine Knochen wieder zusammengesetzt hast.«

»Sei einfach vorsichtig ...«

»Mensch, Frau! Nun nörgle doch nicht so rum. Ich werde deine Mühen nicht gleich am ersten Tag zunichtemachen.« Er überlegt kurz. »Du hast immerhin Wichtigeres zu tun.«

Ich umfasse den Korb, der in meiner Armbeuge hängt. Er ist randvoll mit Salben, Tinkturen und Elixieren, die Fläschchen klimpeln bei jedem Schritt melodisch. Den Abend habe ich hauptsächlich im Lager verbracht und im Mörser Kräuter gemahlen, bis meine Finger taub waren. Wie jeden Abend der letzten Woche, seit Pendefyre die Stadt verlassen hat. Mabon zufolge will er in den ländlichen Provinzen der Hochebene nach dem Rechten sehen, wo die Bauern Dyveds schlimmer als je zuvor mit der Fäule zu kämpfen haben. Er habe ihm nicht mitgeteilt, wann er zurück sein werde.

Mein Unmut darüber sowie meine Unfähigkeit, Penns Anwesenheit über das Band wahrzunehmen, machen mich noch unruhiger, als ich es ohnehin schon bin. Aber wenn Schlaflosigkeit ein Gutes hat, dann doch die Produktivität. Die Re-

gale waren noch nie so ordentlich, das Lager mit Kräuterheilmitteln selten so gut gefüllt. Und das ist von Vorteil, denn auf der Krankenstation können wir sie dringend gebrauchen.

Die Hauptstadt wird zurzeit von einer fürchterlichen Grippepelle heimgesucht, die mir unzählige Patienten beschert. Früher einmal, als ich Eli noch in Seahaven bei der Behandlung Kranker unterstützt habe, hätte mich so eine rasche Ausbreitung noch schrecklich beunruhigt. Verglichen mit den Kriegsverletzungen und zertrümmerten Gliedmaßen ist ein wenig Frühlingshusten allerdings keine ernsthafte Bedrohung.

Ich kann gar nicht mehr zählen, wie viele verwundete Soldaten und Zivilisten ich die letzten beiden Monate überarztet habe. Dabei gehöre ich gar nicht zur Lebensgilde, die sich in der Zeit vor der Schlacht um verletzte Caelderaner gekümmert hat. Eine Vereinigung mit nüchternen sandfarbenen Uniformen und strengen Ausbildungsvorgaben. Aber sie brauchen jetzt jede Unterstützung, die sie bekommen können. Nachdem das alte Hospitalgebäude unter Trümmern begraben wurde, sind medizinische Hilfsmittel rar. Heiler, die mit diesen Mitteln umgehen können, sind sogar noch rarer, da die meisten von ihnen sich im Gebäude aufhielten, als es einstürzte.

Vor allem zu Beginn starrten die Leute mich mit großen Augen an und fingen an zu tuscheln, wenn ich an ihre Betten trat, um mir ihre Wunden anzusehen.

*Das ist sie.*

*Die Luftverbliebene.*

*Seht ihr den Sturm in ihren Augen?*

Das Gerede hat sich mittlerweile gelegt. Vielleicht bin ich auch nur besser darin geworden, das ehrfürchtige Raunen auszublenden, während ich blutgetränkte Verbände wechsle, gebrochene Knochen richte und Nähte auf Infektionen prüfe. Denn auch wenn mir die Mythen um meine Person gegen den Strich gehen, so kann ich kaum etwas tun, um die Sache

richtigzustellen. Was meinen Freunden aus der Glutgilde zuzufolge auch gar nicht nötig ist.

*Die Leute brauchen was, woran sie glauben können, Ass, hat Farley mich erst vor ein paar Tagen zurechtgewiesen. Vielleicht gibt ihnen eine Göttin in ihrer Mitte ja das Gefühl, in Sicherheit zu sein. Lass sie doch in dem Glauben.*

»Hast du Carys gesehen?«, fragt er nun, als wir uns der Kaserne nähern. Zu dieser Zeit früh am Morgen herrscht hier Ruhe – die Kampfplätze sind leer, niemand übt Bogenschießen, und die Fackeln sind beinahe niedergebrannt.

Plötzlich schnürt sich mir die Kehle zu. »Nur durchs Fenster.«

»Du solltest es noch mal versuchen.«

»Sie will nicht. Das hat sie mir unmissverständlich klargemacht. Oder hast du schon vergessen, wie sie mir die Tür vor der Nase zugeschlagen hat?«

»Sie trauert, Ass.« Er seufzt und schüttelt den Kopf. »Sie hat ihren ...«

»Ihren Mann verloren, ich weiß«, falle ich ihm ins Wort. »Und ich weiß auch, wen sie dafür verantwortlich macht.«

»Sie braucht Zeit. Das wird schon.«

»Mmmh ...«

»Du kannst so viel zweifeln, wie du willst. Ich habe recht. Wahre Freundschaft löst sich nicht einfach über Nacht in Luft auf.«

Ich seufze. »Sie will Abstand. Den gebe ich ihr. Mir bleibt nur übrig, in der Nähe zu bleiben und ein Auge auf sie und das Baby zu haben.«

Meine Entscheidung, das Haus des Apothekers zu beziehen, lag ebenso sehr an seinem Mörser wie an der Nähe zu meiner alten Freundin, deren Schneiderei einen Steinwurf entfernt in derselben Straße liegt. Durch mein großes Fenster habe ich einen guten Blick auf das blaue Haus am Ende des Blocks, wo hin und wieder eine schmale Frauengestalt im

dunklen Mantel aus der Haustür schlüpft und ein Bündelchen an die Brust gepresst hält. Der kleine Nevin wächst rasend schnell und scheint so weit gesund zu sein, wenn man nach dem hungrigen Geschrei geht, das ich oft durch das offene Fenster seines Kinderzimmers quer über die Straße schallen höre.

Ich wünsche mir die Tage vor der Fyrenacht zurück, als ich dort mit offenen Armen und einer Tasse Tee willkommen geheißen wurde. Das letzte und einzige Mal, als ich danach zu Besuch kam, standen Carys die Vorwürfe deutlich ins von der Trauer gezeichnete Gesicht geschrieben, und ich sah die Verachtung in ihren grünen Augen aufblitzen, bevor sie die Tür zuschlagen konnte.

»Ass, ich glaube bloß ...«

»Es reicht, Farley.« Ich schüttelte den Kopf. »Wenn sie eines Tages wieder etwas mit mir zu tun haben will ... dann bin ich da. Aber ich zwingen sie nicht, mir zu verzeihen, nur um mein Gewissen zu erleichtern.«

»Ich habe dir tausendmal gesagt, dass du keinen Grund für ein schlechtes Gewissen hast. Keiner gibt dir die Schuld für das, was mit Uther geschah.«

»Hör auf.«

Mein schneidender Tonfall bringt ihn zum Verstummen. Auch wenn Farley nicht lockerlassen will, weiß er genau, dass Carys noch nicht bereit ist, mir meine Rolle beim Tod ihres Mannes zu vergeben. Denn ich habe Uther dazu gedrängt, in den Palast zu gehen. Meinetwegen hat er sich in Gefahr begeben. Ohne mich wäre er nicht auf der Brücke gewesen, als die Türme daraufstürzten.

Ohne mich würde er noch leben.

Eine solche Wunde braucht länger als ein paar Wochen, um zu verheilen. So naiv bin ich nicht, zu glauben, Carys könnte mir jemals vergeben und unsere Freundschaft würde sich davon erholen.

»Nach der Ablösung schaue ich bei ihr im Laden vorbei«, versichert Farley. »Mal sehen, wie es ihr geht. Dann kann sie sich ein bisschen ausruhen, während ich auf den Kleinen aufpasse.«

»Du bist ein guter Freund, Farley.«

»Du auch, Ass. Carys wird das trotz ihrer Trauer auch bald einsehen.«

Unsere Wege trennen sich, als Farley in die Kaserne geht und ich an den Ställen vorbei das alte Lagerhaus ansteuere, das wir vor einer Weile zur Krankenstation umfunktioniert haben. Drinnen ist es dunkel, nur ein paar Kerzen flackern in Wandhaltern. Es riecht nach Kräutern, Schweiß und tagealtem Blut. Die meisten Patienten schlafen, aber manche wälzen sich auch leise stöhnend vor Schmerzen in ihren Betten, und ihre Stirnen glänzen wegen des Fiebers, das ihre Körper noch weiter schwächt.

Ganz hinten erspähe ich Lestyn, einen willensstarken Jungen mit Brille, ein paar Jahre jünger als ich, in seiner hellbraunen Lebensgilde-Uniform. Streng genommen ist er noch Lehrling, denn er hatte seine zehnjährige Ausbildung noch nicht abgeschlossen, als die Welt um uns herum zusammenbrach, aber die letzten zwei Monate hat er unheimliche Fortschritte gemacht. Mit seinen flinken, geschickten Fingern versorgt er gerade einen Soldaten mit einer Verletzung durch eine Reaver-Axt. Der Mann ist einer der letzten Patienten von der Schlacht, der noch nicht entlassen wurde. Die meisten wären wohl an dem Blutverlust oder einer Infektion gestorben, aber dieser Kerl hier scheint zäh zu sein. Wochenlang litt er Höllenqualen, während seine durchtrennten Muskeln langsam wieder zusammenwuchsen.

Lestyn hebt den Kopf, als er mich hereinkommen hört, und nickt mir zur Begrüßung schweigend zu. Sein elfenhafes Gesicht ist im Kerzenschein kaum zu erkennen. Ich erwidere die Geste, streife meinen Mantel ab und binde mir

eine frisch gebleichte Schürze um, die am Haken neben der Tür hängt.

Bewaffnet mit der Salbe aus Eukalyptus und Kampfer aus meinem Korb folge ich dem Husten zu der gebrechlichen alten Frau auf einer Liege in der Nähe. Sie wird die Nacht vermutlich nicht überleben, ihre entzündete Lunge wird von Stunde zu Stunde schwächer. Ich kann sie nicht retten. Nicht mehr. Aber ich kann sie mit der Salbe einreiben, um ihren angestrengten Atem zu erleichtern, und ihre Hand halten, während sie mir langsam entgleitet. Ich kann ihr den Schweiß von der Stirn tupfen und ihr die Augen schließen, wenn sie dann nichts mehr sehen können.

Das ist das Schwerste am Heilen – zu wissen, wann man aufhören muss. Zuzugeben, wenn der Kampf verloren ging, egal, wie hart man gekämpft hat. Instrumente und Medizin stehen zu lassen und sich der unangenehmen Wahrheit über das Leben zu stellen: dass es unweigerlich endet. Ob von einem Augenblick auf den anderen unter einem eingestürzten Palast oder quälend langsam im Lauf der Jahre – der Tod ist eine unausweichliche Tatsache. Sosehr wir sein Eintreffen auch hinauszögern wollen, am Ende holt er uns doch alle.

Ich hoffe, wenn es bei mir so weit ist, dass ich ihn nicht kommen sehe. Mir liegt nichts daran, dem Tod ins Auge zu blicken. Nicht, wenn ich befürchten muss, meine eigenen Augen zu sehen – zwei düstere Gewitterwolken, die meine Seele in den Äther befördern, weil ich der Magie nicht gewachsen war, die ich entfesselt hatte.

In mir selbst.

Und in der Welt.



»Wie oft muss ich dir das noch sagen, Mädchen? Entzündete Wunden behandle ich am liebsten mit einer Packung aus Mammutmark. Was hast du da wieder reingemacht?« Osain

riecht an der Salbe, die ich gerade umgefüllt habe, und verzieht angewidert das Gesicht. »Einfache Wallwurz? Ringelblume? Hast du überhaupt keinen Respekt für das Wissen deiner Vorväter?«

Ich verbeiß mir eine Erwiderung. »Entschuldigung, Osain. Aber meiner Erfahrung nach ist Schafgarbe viel wirksamer als Knochenmehl ...«

»Deiner Erfahrung nach? *Pah!* Wenn wir uns allein auf deine Erfahrung verlassen würden, hätten wir keine Patienten mehr. Die wären nämlich alle ein Fall für den Scheiterhaufen.«

Ich presse die Lippen aufeinander.

Der alte Heiler murmelt etwas von allgemeiner Unfähigkeit und schlurft davon. Beim Gehen stützt er sich schwer auf seinen Stock, seine gichtbefallenen Finger sind zu Klauen verkrümmt. Sein Rückgrat ist halbmondförmig, seine Schultern bilden einen deutlichen Buckel.

Osain hat schon Wunden genäht, als ich noch gar nicht auf der Welt war – woran er mich unermüdlich erinnert –, und war jahrzehntelang im Dienst, bis er vor einiger Zeit gezwungenmaßen in den Ruhestand ging. Als die Stadt angegriffen wurde, war er sofort mit Feuereifer zur Stelle.

Meine Hilfe wollte er allerdings weniger eifrig annehmen.

Egal, wie oft ich Fieber senke, Knochen richte, Schweiß abwische, Furunkel aufsteche oder Schnittwunden verbinde ... der Alte will mich auf Teufel komm raus nicht in die geheiligte Lebensgilde aufnehmen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er mich fortgeschickt, als ich im provisorischen Lazarett aufgetaucht bin und meine Dienste als Heilerin angeboten habe. Immerhin war ich kein Lehrling. Und noch dazu eine Frau. In seinen Augen gerade gut genug als Hebamme, aber nicht für wirklich tiefgehende Tätigkeiten wie Operationen.

Aber es war Lestyn mit seinem wachen Verstand, der Eulen-

brille und dem schiefen Grinsen, der darauf hinwies, dass sie mehr Patienten als Helfer hätten und dass einige von ihnen wochenlange Behandlung benötigten. Und es war Lestyn mit seiner stillen Beharrlichkeit, der seinen alten Vorgesetzten daran erinnerte, dass der Beruf sich seit dessen Zeit weiterentwickelt hätte und nun auch weibliche Lehrlinge akzeptieren müsse – von denen viele bereits kurz davor gestanden hätten, angesehene Heilerinnen zu werden, als das Hospitaldach ihre Träume unter sich begrub.

Osain blieb kaum eine andere Wahl, als das hin- und mich aufzunehmen – wenn auch äußerst widerwillig. Aber alte Vorurteile halten sich noch hartnäckiger als Keuchhusten. Er hat immer noch keinen Gefallen an mir gefunden, und das wird sich wahrscheinlich auch nicht mehr ändern.

Lestyn ist zwar wesentlich offener, aber eben nur ein Lehrling, der in vielerlei Hinsicht noch sein Handwerk und seine Fähigkeiten verfeinern muss. Er richtet sich in allen Belangen nach den Älteren. Osains Wort ist Gesetz. Wenn wir jedoch öfter mal abends allein und ohne die trüben Argusaugen des Alten arbeiten, stelle ich fest, dass er eine gute Auffassungsgabe hat, wissbegierig meine verschiedenen Methoden erlernt und bereitwillig zuhört, wenn ich ihm einen Rat gebe.

Die meisten dreizehnjährigen Jungen haben nur hübsche Mädchen oder Schaukämpfe im Kopf. Ganz anders Lestyn. Wenn er nicht gerade Patienten behandelt, finde ich ihn oft mit einem Buch in einer Ecke, wo ihm die Brille langsam die Nase herunterrutscht, während er alles Wissen in sich aufsaugt wie ein Schwamm.

Als er von den gut bestückten Regalen des Apothekers erfuhr, wollte er unbedingt mit zu mir kommen. Inzwischen besucht er mich ständig, klingelt beinahe rund um die Uhr und klopft lautstark an die Tür, wenn ich nicht sofort öffne. Dann stürmt er herein, un gelenk wie ein junges Fohlen, stößt mit den schlaksigen Armen Fläschchen vom Schrank und mit

den Ellbogen gegen Türrahmen und Tischkanten und macht jede Menge Lärm.

In Wahrheit habe ich gar nichts gegen die Störung, sosehr ich auch protestieren mag, wenn er unangekündigt hereinschneit, ein freches Grinsen im Gesicht und sein neuestes Buch in der Hand. Denn ich bin in letzter Zeit eindeutig einsam. Carys scheint immer noch mit ihrer Trauer beschäftigt zu sein, Jac und Cadogan sind an der Grenze im Einsatz, Mabon führt die Wachen rings um die Hauptstadt an, und Penn kümmert sich komplett um seine eigenen Angelegenheiten, sodass mir nur noch Farley Gesellschaft leisten kann. Und selbst der wird bald keine Zeit mehr für mich haben, da er nun wieder genesen genug ist, um zur Glutgilde zurückzukehren. Da wird er seine Abende mit Patrouillen verbringen und nicht bei mir in der Stube sitzen und Twyllo spielen, das komplexe Kartenspiel mit Wetteinsatz, das die Nordländer so mögen. Was wirklich schade ist, immerhin beherrsche ich es langsam gut genug, um hin und wieder eine Runde zu gewinnen.

Der Tag vergeht wie im Flug. Wir versorgen die Kranken und räumen auf. Lestyn fängt meinen Blick auf, während ich Kräuter zermahle und Lumpen für frische Verbände auskoche. Ich lege mir den Finger an die Lippen und zwinkere ihm zu, als ich ein Fläschchen Hagebuttenöl in den Bottich gieße – worüber Osain mit Sicherheit die Nase rümpfen würde, schließlich verkörpert er den absoluten Puristen. Es ist ein Trick aus den Mittlanden, den mir mein alter Mentor Eli beigebracht hat. Getränkte Verbände beschleunigen die Heilung, so bleibt die Haut auch ohne Luft gesund und mit Feuchtigkeit versorgt. Die Standpauke von Osain riskiere ich gern, wenn meine Patienten sich so schneller erholen.

Lestyns Lächeln erhellt den dunklen Raum.

*Guter Junge.* Bei ihm sind meine Geheimnisse sicher.

Ich nehme den Rührstab und schwenke die Verbände in

dem fassgroßen Topf. Der Dampf steigt mir ins Gesicht, ganz ähnlich wie der Nebel draußen vor dem Fenster. Das seltsame Wetter hat sich immer noch nicht geändert, und in der ganzen Stadt liegen deswegen die Nerven blank. Immer wieder wird missmutig gen Himmel geblickt und etwas von bösen Omen geraunt.

Jeden Morgen sehe ich in den dunstverhangenen Straßen mehr und mehr bis oben hin beladene Wagen und Caelderaner, die in entlegene Winkel des Königreichs flüchten wollen. Sie sind in ihre Wintermäntel gehüllt und zittern vor Kälte. Ein seltsamer Anblick im Spätfrühling. Aber uns fehlen die sonnigen Nachmittage, die die Kälte vergessen machen, und die milden Abende, die den ersten Vorgeschmack auf den Sommer geben. Stattdessen sind wir gefangen im ewigen Kreislauf aus Schmuddelwetter und undurchdringlicher Wolkendecke.

Wie immer verbeugen sich diejenigen, die mich erspähen, sofort. Manche heben die Hand zum Zeichen der heiligen Tetrade – zwei Finger werden in die Luft gestreckt und zeichnen so eine Raute nach. Dazu sehe ich sie mit den Lippen die immer gleichen Worte formen: *Windweberin*, *Lichtbringerin*. In ihren ernstesten Gesichtern flammt Hoffnung auf. Als könnte ich sie irgendwie retten. Als könnte ich irgendetwas tun, was auch immer das sein mag, um die grauenhafte Kälte zu vertreiben und die Wärme zurückzubringen, die die Kraterstadt einmal ausgemacht hat. Selbst nach tausend Jahren schlummerten noch Reste der Vulkanhitze im Gestein.

Am liebsten würde ich stehen bleiben und ihnen die Wahrheit sagen. Dass ich keine Retterin bin. Nicht für sie. Und nicht für Penn. Nicht einmal für mich selbst. Aber ihr Unglück ist auch so schon groß genug. Also nicke ich einfach und gehe weiter.

Auf der dunklen Krankenstation wirkt das Leben für mich leichter. Die Zeit vergeht schneller. Hungergefühle treten in

den Hintergrund, und Erschöpfung kann besser verdrängt werden. Ich existiere gar nicht mehr als ich, als Rhya, als lebendiges Wesen mit eigenen Bedürfnissen, sondern werde einfach zu einem Paar zupackender Hände. Ich verarzte und versorge, verbinde und verabreiche. Kümmere mich um die Hilfesuchenden, ohne an meine eigene Gesundheit zu denken.

Mit um die Taille gebundener Schürze und aus dem Gesicht geflochtenem hellen Haar bin ich nicht mehr als Luftverbliebene zu erkennen. Außerdem hilft es natürlich, dass viele Patienten im Fieberdelirium ohnehin nicht groß darauf achten, wer ihnen die glühende Haut abtupft oder den rasenden Puls misst. Vielleicht kann ich nicht die Stadt an sich retten, aber einige Bewohner doch. Einen nach dem anderen, Bett für Bett, Körper für Körper.

Als gegen Mittag die Tür hinter mir aufschwingt, schaue ich von der Pritsche auf, auf der mein neuester Patient, ein zehnjähriger Junge mit kratzendem Hals und geschwollenen Drüsen, unruhig schläft. Blinzeln wische ich mir die Hände an der Schürze ab und nähere mich der bekannten schmalen Gestalt am Eingang.

»Hallo, Teagan«, begrüße ich mein ehemaliges Dienstmädchen und meine jetzige treue Freundin. Aber mein Lächeln verblasst, als ich sehe, dass sie einen dicken Reisemantel trägt und ein ordentliches Bündel auf den Rücken geschnallt hat. »Nein«, flüstere ich ungläubig und schüttele den Kopf. »Nicht du auch noch.«

Sie verzieht das Gesicht. »Ich wollte mich verabschieden.«

»Du kannst nicht gehen!«

»Rhya ... sei mir nicht böse.« Sie kommt auf mich zu und streckt die geschundenen Hände nach meinen aus. Die lange, wulstige Narbe am Unterarm – das Souvenir von einer Reaver-Klinge während der Schlacht – blitzt unter ihrem Ärmel hervor und erstreckt sich bis zu den Fingern. Sie scheint gut

verheilt zu sein, aber vollends verschwinden wird sie nie, ebenso wie die steifen Gelenke nie wieder ihre alte Biegsamkeit erlangen werden. Trotzdem ist das fehlende Feingefühl nichts verglichen mit dem, was sie in jener Nacht alles verloren hat. Ihre Arbeitsstelle in der Burg, ihr Dach über dem Kopf, ihr Gefühl von Sicherheit. Und vor allem ihre beste Freundin.

*Keda.*

Ihren Tod habe ich erst mit angesehen und dann gerächt. Ohne mit der Wimper zu zucken, habe ich den Reaver getötet, der ihr das Messer ins Herz gerammt hatte. Aber sein Tod war kein großer Trost. Keine Rache der Welt wird Keda zurückbringen. Genauso, wie keine Salbe oder Naht der Welt die gezackte Narbe an Teagans Arm unsichtbar machen kann.

Nach der Schlacht hat sie mehrere Wochen hier auf der Krankenstation verbracht und sich von uns gesund pflegen lassen. Wie bei vielen anderen Überlebenden auch musste ihr Herz ebenso verheilen wie ihr Körper. Eine schmerzhaft und traurige Zeit für Teagan.

Für Lestyn dagegen war es Liebe auf den ersten Blick. Der junge Lehrling hat meiner wunderschönen und tieftraurigen Freundin auf der Stelle ewige Verehrung geschworen. Dabei kümmerte ihn kaum, dass sie alt genug ist, um seine Mutter zu sein; er hielt sich stets begeistert wie ein kleiner Welpen in ihrer Nähe auf und sorgte damit bei allen in Hörweite für etwas dringend nötige Belustigung. Nachdem sie vor einem Monat entlassen worden war, schmollte er eine halbe Ewigkeit.

»Das musst du verstehen«, fleht Teagan und blinzelt ihre Tränen fort. Als sie den Kopf schüttelt, lösen sich ein paar braune Locken aus ihrem Tuch. »Für mich gibt es keinen Grund mehr, hierzubleiben. Nichts als schmerzhaftes Erinnerungen und zerstörte Träume.«

»Aber ...«

»Bitte, tu das nicht. Bitte mich nicht, hierzubleiben. Du hast mich geheilt, nachdem ...« Ihre vernarbte Hand zuckt leicht in meiner. »Ich schulde dir eine Menge, also kann ich dir nichts abschlagen. Deshalb hoffe ich, dass du das nicht verlangst. Ich hoffe, du verstehst, dass ich woanders neu anfangen muss ... Wünsch mir Glück und lass mich ziehen!«

Ich klappe den Mund auf und wieder zu.

Ich verstehe es tatsächlich.

Allzu gut.

Plötzlich kommen auch mir die Tränen. Ich zwingen mich, einen normalen Ton anzuschlagen, als ich sie in den Arm nehme. »Alles Gute, meine Liebe, wo auch immer die Reise dich hinführt.«

»Wir sehen uns wieder«, flüstert sie, ihre Stimme ist ganz belegt vor Emotionen. »Das weiß ich genau.«

»Wo willst du hin?«

»Es gibt eine Karawane, die in den Norden zieht, in Richtung Meer. Da finde ich sicher Arbeit in einem Landgasthof oder auf einem wohlhabenden Gut. Putzen und Wäsche zusammenlegen kann ich ja immer noch, auch wenn meine Hände nicht mehr ganz so flink sind wie früher.«

»Im Norden ist es aber schweinekalt«, wirft jemand verdrießlich ein. »Das wird dir gar nicht gefallen.«

Wir lösen uns voneinander und bemerken, dass Lestyn uns finster anstarrt, die Hände in die schmalen Hüften stemmt und die Augen hinter der dicken Brille zusammenkneift. Die kupferfarbene Haut seiner Wangen hat sich tomatenrot verfärbt, und trotz des grimmigen Ausdrucks kann man das leichte Beben seiner Unterlippe problemlos erkennen.

»Ich bin in einer der nördlichen Provinzen aufgewachsen«, informiert Teagan ihn freundlich. »Ich weiß, wie streng die Winter dort sind. Aber ich weiß es zu schätzen, dass du dir Sorgen machst.«

»Ich mache mir keine Sorgen!«, gibt er zurück. »Was inte-

ressiert es mich, was du tust? Du bist ja schließlich nicht hier, um dich von *mir* zu verabschieden.«

Ich verberge meine Belustigung über seine jugendliche Empörung hinter einem Husten.

Teagan stellt sich vor ihn und beugt sich ein Stück herunter, um ihm in die Augen zu sehen. »Natürlich wollte ich dir Auf Wiedersehen sagen, mein lieber Lestyn.« Sie legt ihm die Hand an die gerötete Wange, die sich daraufhin noch dunkler verfärbt. »Du wirst mir fehlen.«

»Ach ... ach, wirklich?«

»Und wie.«

Das scheint ihn sprachlos zu machen. So sehr, dass er nicht einmal reagiert, als Teagan ihm ein Küsschen auf die Wange drückt. Er steht immer noch mit offenem Mund da, während sie sich wieder mir zuwendet. Sie muss sich mit aller Kraft das Schmunzeln verkneifen. »Bringst du mich noch raus?«

Ich nicke und folge ihr. Draußen auf der Straße ziehen unablässig Wagen und Pferde vorbei. Die meisten sind auf dem Weg in Richtung Königsallee, der Hauptverbindung durch das Stadtzentrum, aber einige wollen auch zur Kaserne, wo sich momentan ein Großteil des Lebens abspielt, bis der Palast wieder in alter Pracht erstrahlt. Im Vorbeigehen bleiben viele Blicke an uns hängen, aber ich achte nur auf Teagan.

»Schreibst du mir, wenn du gut angekommen bist?«

»Ich schicke dir so viele Raben, dass du mich schnell satt hast«, verspricht sie. »Ich sage dir Bescheid, wo ich lande, und du wirst alles über mein neues Leben erfahren. Du kannst mich ja auf dem Laufenden halten, was hier los ist.«

Ich blinzele hektisch und versuche, mich zusammenzureißen. Meine Gefühle wollen erbarmungslos hervorbrechen, eine riesige Welle der Trauer.

*Wen soll ich noch alles verlieren? Wie viele Abschiedsworte werde ich sprechen können, bis meine Stimme komplett gebrochen ist?*

Teagan umarmt mich ein letztes Mal. Dann flüstert sie mir die Worte ins Ohr, die Caelderaner oft vor langen Reisen sprechen. *»Bei der Wärme der Glut und dem Licht der Flamme, möge das Feuer dich durch die Dunkelheit leiten.«*

Ich sehe ihr in die Augen und erwidere gepresst: »Mach es gut, meine Liebe.«

Vor der Krankenstation stehend schaue ich ihrer verhüllten Gestalt nach, die kurz darauf im Gewimmel verschwindet. Dann ist sie wie alle anderen für mich verloren, und ich mache mich mit einem Herzen, so schwer wie die Wolkendecke hoch, zurück an die Arbeit.